

neue

Berichte über das internationale Schrifttum

Verlag Peter Lang

3 2007

**poli
tische**

Sonderdruck 2007

**litera
tur**

Mediengeschichte im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen und Perspektiven

Der große Boom der Mediengeschichte, der bereits vor einigen Jahren festgestellt wurde, hält weiter an. In den letzten Jahren nahmen dementsprechend auch die Forschungsberichte zu den kaum überschaubaren Publikationen in diesem Feld zu.¹ Angesichts der zahlreichen laufenden Sonderforschungsbereiche und Graduiertenkollegs mit medien- und kommunikationshistorischen Schwerpunkten dürften entsprechende Studien in den nächsten Jahren weiter zunehmen.² Dass die letzten beiden Historikertage 2004 und 2006 medien- und kommunikationsgeschichtliche Rahmenthemen hatten und die Bewerberzahl auf entsprechende Sektionen so groß war wie noch nie, unterstreicht zusätzlich das breite Interesse. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Die kulturwissenschaftliche Wende förderte den Blick auf die Konstruktion von Wahrnehmungen, an der Medien einen entscheidenden Anteil haben. Die aktuelle Beschleunigung der Medialisierung und die tagespolitischen Debatten über ihre Wirkungsmacht verstärkten ebenfalls das Interesse an historischen Kommunikationsstrukturen. Zudem fördert generell das Aufkommen neuer Medien die Historisierung der alten. So setzte in den 1920er Jahren die historische Erforschung der Printmedien ein, da mit der Etablierung von Film und Radio die Zeitung wie ein Produkt der Vergangenheit erschien. Seit den 1990er Jahren dürfte die Etablierung des Internets und die mediale Digitalisierung dazu geführt haben, dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen, Schallplatten oder Video- und Kassettenrekorder zu faszinierenden, geradezu fremdartigen Gegenständen wurden, die sich in Sozial- und Kulturgeschichten einbetten lassen. Dies zeichnet sich gerade bei der Erforschung der jüngsten Zeitgeschichte ab, also den Arbeiten zu den 1960er und 1970er Jahren.³

Die methodischen Zugänge dieser mediengeschichtlichen Arbeiten sind allerdings weiterhin äußerst unterschiedlich. Bedingt durch die jeweiligen disziplinären Traditionen lassen sich vor allem die verschiedenen Ansätze der Kommunikationswissenschaft, der Medienwissenschaft und der Geschichtswissenschaft unterscheiden. Obgleich Exzellenzwettbewerbe und Drittmittelprojekte mehr denn je eine interdisziplinäre Vernetzung fördern, stehen die drei Disziplinen weiterhin erstaunlich unverbunden nebeneinander. Sie weisen über die

1 Vgl. etwa: Führer, Karl Christian: Neue Literatur zur Geschichte der modernen Massenmedien Film, Hörfunk und Fernsehen, in: NPL 46 (2001), S. 216-242; Führer, Karl Christian/Hickethier, Knut/Schildt, Axel: Öffentlichkeit – Medien – Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge zu ihrer Erforschung, in: AfS 41, 2001, S. 1-38; Bösch, Frank: Zwischen Politik und Populärkultur. Deutsche und britische Printmedien im 19. Jahrhundert, in: Archiv für Sozialgeschichte 45 (2005), S. 549-585.

2 Zu ihnen zählen etwa der SFB „Medien und kulturelle Kommunikation“ in Köln, der SFB „Medienumbüche“ in Siegen, das Graduiertenkolleg „Transnationale Medienereignisse von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ in Gießen und das Graduiertenkolleg „Mediale Historiographien“ in Weimar/Erfurt/Jena. Starke medien- und kommunikationswissenschaftliche Akzente setzen zudem der SFB „Norm und Symbol“ in Konstanz und der SFB „Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte“ in Bielefeld.

3 Vgl. neuere Arbeiten wie: Siegfried, Detlef: Time is on my Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006; Klimke, Martin/Scharloth, Joachim (Hrsg.): 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Stuttgart 2007; Weinbauer, Klaus/Requate, Jörg/Haupt, Heinz-Gerhard (Hrsg.): Terrorismus in der Bundesrepublik. Medien, Staat und Subkulturen in den 1970er Jahren, Göttingen 2006.

Methodendivergenz hinaus getrennte Forschungsverbünde auf, eigene Referenzpunkte und Zitierkartelle sowie unterschiedliche Sprachen und Darstellungsformen. So verwendet die Kommunikationswissenschaft, die in der Tradition der früheren Zeitungs- und Publizistikwissenschaften steht, auch bei mediengeschichtlichen Studien zunehmend sozialwissenschaftliche Methoden, die sich besonders in der Quantifizierung von Medieninhalten niederschlägt, während archivgestützte Analysen abnehmen. Dagegen zeichnet sich die aus den Literaturwissenschaften hervorgegangene Medienwissenschaft durch kulturwissenschaftliche Zugänge aus, die vornehmlich diskursanalytisch geprägt sind und sich auf die Ästhetik von audiovisuellen Medien konzentrieren. Die Arbeiten der Historiker grenzen sich wiederum von diesen beiden Disziplinen ab, indem sie Medienentwicklungen stärker kontextualisiert als Bestandteil von Sozial- und Kulturgeschichten fassen und Medien als Akteure begreifen, die gesellschaftliche Entwicklungen prägen.⁴ Einige gemeinsame Konferenzen der drei Disziplinen zeigten zwar in jüngster Zeit die Gesprächsbereitschaft, aber durchaus die fortbestehenden Differenzen und Verständigungsschwierigkeiten. Die vorliegende Sammelrezension stellt zwar neue Arbeiten von Historikern in den Mittelpunkt, betrachtet aber ebenso einige historisch akzentuierte Neuerscheinungen von Medien- und Kommunikationswissenschaftlern.

I. Medien, Krieg und Gewalt

Ein gemeinsamer Forschungsschwerpunkt von medienhistorischen Arbeiten aller drei Disziplinen ist die Analyse von Kriegsdarstellungen. Nicht zuletzt durch die beiden Irakkriege hat dieses Thema in den letzten Jahren verstärkte Aufmerksamkeit gefunden. Besonders die prämierte Gesamtdarstellung des Historikers Gerhard Paul über „Bilder des Krieges“ bündelte für einen breiten Leserkreis die aktuelle Forschung der letzten Zeit.⁵ Der Schwerpunkt der jüngeren Forschung lag dabei generell auf den Medien Foto und Film, insbesondere auf der filmischen Repräsentation des Ersten Weltkrieges.⁶ Eine wichtige Ergänzung zu diesen Zugängen bietet daher ein von Ute Daniel herausgegebener Sammelband, der in einem historischen Längsschnitt stärker die Kriegsberichterstattung durch die Journalisten thematisiert.⁷ Die Beiträge stellen die unterschiedlichen Formen der „Einbettung“ der Jour-

nalisten in das Kriegsgeschehen heraus und fokussieren zugleich die Selbstwahrnehmung ihres Einsatzes, wobei sich die Journalisten häufig als Teil der kriegsführenden Truppe sahen. Der Band demontiert damit zahlreiche Mythen, die Journalisten später über ihren Einsatz schufen. So gilt der Krimkrieg gemeinhin als der erste Medienkrieg, bei dem Reporter vor Ort kritisch berichteten und insbesondere die Times als „fourth estate“ die Regierung zum Einlenken zwang. Dagegen zeigt Ute Daniel gerade die kriegstreibende Rolle der Times. Und obgleich die Journalisten bei der Berichterstattung große Freiheiten hatten, blieben ihre Berichte recht uniform. Ebenso belegt Andreas Steinsieck für den Burenkrieg, dass der angebliche Antagonismus zwischen Journalisten und Militärs eher in das Reich der nachträglichen Legendenbildung gehört. Selbst die berühmten dokumentarischen Fotografien im Spanischen Bürgerkrieg standen, so Gerhard Paul, eher in der Tradition von Genrebildern „vornormer romantischer Kriege“ (S. 160). Ebenso unterstreicht Lars Klein die mythische Verklärung des Vietnamkrieges, die als spätere Legitimation der journalistischen Arbeit zunahm, aber kaum etwas mit der Berichterstattung vor der Tet-Offensive gemein hatte. Zudem zeigen viele Beiträge, wie die reale Gewalt des Krieges weitgehend ausgeblendet wurde. Besonders hilfreich sind dabei jene Artikel, die, wie insbesondere Almut Lindner-Wirsching aufzeigt, Zensur und Selbstzensur der Kriegsparteien vergleichen. Für zukünftige Arbeiten dürfte es generell wegweisend sein, über Inhaltsanalysen hinaus die Interaktion zwischen Militär, Kriegsführung und Medienberichten zu untersuchen. Auch die Rezeption der Mediendarstellungen des Krieges wurde bisher wenig einbezogen, obgleich Fallstudien andeuten, dass diese keineswegs den kalkulierten oder annehmbaren Reaktionen entsprach.⁸

Die Debatte über die Medienwirkung von Gewaltdarstellungen ist jüngst nicht zuletzt durch Massaker an Schulen verstärkt entflammt, die auf den Einfluss von Medien zurück geführt wurden. Zugleich sind es jedoch die Medien selbst, die derartige Gewaltexzesse erst zu Ereignissen machen, die mit einer spezifischen Sinnbildung verbunden sind. Ein neuer historischer Sammelband über die mediale Inszenierung von Massakern untersucht, welche Bedeutungen Medien ihnen seit dem 16. Jahrhundert zuschrieben.⁹ Der von Christine Vogel edierte Band wendet sich damit gegen anthropologische Lesarten von Massakern, wie Martin Steiseifer einleitend in Abgrenzung zu Wolfgang Sofskys Schriften betont, da Massaker gerade nicht alle Spuren zerstören, sondern mit massenmedialen Inszenierungen verbunden seien.¹⁰ Der Bezug auf das Ereignis löst die Analyse von derartigen überzeitlichen Verortungen. Gleichzeitig machen die Beiträge ähnliche Bilder aus, die seit dem 16. Jahrhundert charakteristisch für den Umgang mit Massakern seien: der aufgeschlitzte Bauch der Schwangeren, der zerschmetterte Säugling oder die Spuren von Folter bildeten Insignien, die über die Medien emotionalisierten. Gerade dieses Wissen um derartige Narrative ermöglichte erst, so Kristi Philippi, dass Medien 1989 ganz ohne Belege und Fotos über ein Massaker im rumänischen Temesvar berichteten, obgleich es nie stattgefunden hatte (S. 233). Da der Band vor allem Beispiele aus der Frühen Neuzeit vereint, überrascht nicht, dass die Massakerdarstellungen vor allem in konfessionelle Auseinander-

4 Vgl. etwa: Requate, Jörg: Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analysen, in: GG 26, 1999, S. 5-32; Schildt, Axel: Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer zukünftigen Geschichte der Massenmedien, in: GG 27 (2001), S. 177-206. Als Fallstudien seitens der Historiker vgl. die Beiträge in: Ross, Corey/Führer, Karl-Christian (Hrsg.): Media, Culture and Society in Twentieth-Century Germany, London 2006.

5 Paul, Gerhard: Bilder des Krieges – Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges, Paderborn 2004; vgl. zudem etwa: Chiari, Bernhard/Rogg, Matthias/Schmidt, Wolfgang (Hrsg.): Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts, München 2003; Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hrsg.): War Visions. Bildkommunikation und Krieg, Köln 2005.

6 Vgl. etwa die Beiträge in: Zimmermann, Peter (Hrsg.): Geschichte des dokumentarischen Films in Deutschland, 3 Bd., Stuttgart 2005; Kester, Bernadette: Film Front Weimar. Representations of the First World War in German films from the Weimar period 1919 – 1933, Amsterdam 2003; Oppeit, Ulrike: Film und Propaganda im Ersten Weltkrieg. Propaganda als Medienrealität im Aktualitäten- und Dokumentarfilm, Stuttgart 2002; Paris, Michael, (Hrsg.): The First World War and Popular Cinema. 1914 to the Present, New Brunswick 2000; Gethmann, Daniel: Das Narvik-Projekt. Film und Krieg, Bonn 1998.

7 Ute Daniel (Hrsg.): Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. zum 21. Jahrhundert. 264 S., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006.

8 Vgl. Bösch, Frank: Disziplinierung der Gefühle? Krieg und Film im 20. Jahrhundert, in: Bösch, Frank/Borutta, Manuel (Hrsg.), Medien und Emotionen. Zur Geschichte ihrer Beziehung seit dem 19. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2006, S. 217-241; Stahr, Gerhard: Volksgemeinschaft vor der Leinwand. Der nationalsozialistische Film und sein Publikum, Berlin 2001.

9 Christine Vogel (Hrsg.): Bilder des Schreckens. Die mediale Inszenierung von Massakern seit dem 16. Jahrhundert. 280 S., Campus Verlag, Frankfurt/M. 2006.

10 Vgl. etwa Sofsky, Wolfgang: Traktat über die Gewalt, Frankfurt/M. 1996.

seizungen und Identitätsbildungen eingebettet werden, mitunter jedoch weniger in Medienstrukturen. Wie die Herausgeberin einleitend betont, wird dagegen bewusst ausgespart, wie Medien selbst den Verlauf von Massakern beeinflussen. Für künftige Arbeiten wäre gerade dies ein interessanter Zugriff. Denn wie etwa Karen Krüger mit Blick auf das Radio beim Genozid in Ruanda nachwies, können Medien beim Anstoß von Gewaltdynamiken durchaus eine entscheidende Rolle spielen.¹¹

II. Die Journalisten und die politische Presselenkung

Ein weiterer Schwerpunkt der Mediengeschichte, der im Grunde genommen seit Entstehung der Zeitungswissenschaft auf Interesse stieß, ist die Interaktion zwischen Politik und Medien. Die Zensur, die Emanzipation der bürgerlichen Öffentlichkeit und die Ausbildung der Propaganda bildeten häufig Untersuchungsgebiete. Die Diktaturen des 20. Jahrhunderts verschärften diese Repressionsformen und bauten zudem Formen der aktiven Öffentlichkeitsarbeit aus. Obgleich diese Propaganda bisher vielfältig bearbeitet wurde, blieben vergleichende Studien rar.¹² Eine neue Monographie des Mainzer Kommunikationswissenschaftlers Jürgen Wilke, einem der besten Kenner der deutschen Pressegeschichte, untersucht nun die Presseanweisungen im Ersten Weltkrieg, im Nationalsozialismus und in der DDR.¹³ Während bisher eher der organisatorische Kontext der Presseanweisungen betrachtet wurde, analysiert Wilke stärker deren Ablauf und deren Inhalte.¹⁴ Dabei systematisiert er die Anweisungen für jedes politische System nach ihrer Verbreitungsform, ihren Themen und ihren „Sprechakten“, um so Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Medienlenkung freizulegen. In allen Regimen kämpfte die Politik mit dem Problem, dass sie einerseits ihre Meinung in den Medien bringen wollte, andererseits eine uniforme Berichterstattung aller Medien unglaubwürdig und langweilig zu wirken drohte. Gemeinsam war den Presseanweisungen des Nationalsozialismus und der DDR, dass sie zunehmend auswucherten und geradezu groteske Details zu regeln versuchten. Zugleich werden einige Unterschiede deutlich. Im Ersten Weltkrieg überwogen direkte (verbotende) Sprechakte, die nur zu einem Drittel eine Reaktion auf Medienberichte waren (S. 84f.). Besonders der im Ersten Weltkrieg benutzte Modus der „Information“ fand sich später kaum. Im Nationalsozialismus überwogen eher „Untersagungen“ und „Sprachregelungen“, die wiederum in der DDR fehlten.

Die Stärke von Wilkes Buch liegt jedoch nicht in den ermittelten „Sprechakten“ oder dem angestrebten Vergleich, der auch in seinem Fazit vergleichsweise knapp ausfällt. Sein Wert liegt vielmehr in der genauen inhaltlichen Einzelanalyse der jeweiligen Pressepolitiken, deren vielfältige Ergebnisse hier nicht wiedergegeben werden können. Methodisch zeichnet sich sein Buch einerseits durch zahlreiche lange Zitate und Quellen-Faksimile aus, die an-

schaulich in die Sprache der Zeit einführen, andererseits durch diverse Grafiken, die seine Auswertungen quantitativ verdichten. Ein Nachteil seines Ansatzes ist jedoch, dass durch die angestrebte vollständige Erfassung und Quantifizierung der jeweiligen Themen eine vertiefte Analyse der jeweils vermittelten Inhalte zu kurz kommt. Man liest etwa mit Interesse, dass das Thema Juden auf den Pressekonferenzen 1933/34 kaum behandelt wurde, und sich erst ab 1938 zu einem vorrangigen Thema entwickelte (S. 153f.). Welche Akzente dabei jeweils gesetzt wurden oder wie diese Anweisungen weitergingen, verdeutlicht jedoch nur ein längeres Zitat zur Reichspogromnacht. Wilke bietet insofern eher eine Vogelperspektive, die künftigen medienhistorischen Arbeiten Anknüpfungspunkte für Vertiefungen bietet. Neben einer genaueren Inhaltsanalyse zu einzelnen Themen wäre zudem eine systematische Erforschung der Umsetzung derartiger Presseanweisungen wünschenswert, um Spielräume und eigensinnige Aneignungen genauer zu fassen. Wie Studien zu einzelnen Zeitungen bereits zeigten, benutzten einige Journalisten im Nationalsozialismus durchaus Strategien, um die Anweisungen zugleich aufzugreifen und sich von ihnen zu distanzieren.¹⁵ Die Presseanweisungen selbst sollte man bei der Suche nach derartigen Abweichungen nicht allein als Quelle benutzen, da diese natürlich die Wahrnehmung der NS-Führung zeigen.

Wie diese Pressepolitik in den unterschiedlichen Systemen des 20. Jahrhunderts verlief, vertiefen einige Neuerscheinungen. Für den Ersten Weltkrieg ist insbesondere Anne Schmidts Bielefelder Dissertation über die „amtliche Kommunikationspolitik“ 1914–1918 hervorzuheben.¹⁶ Schmidts Buch, das sich auf ein breites Korpus von ministerialbürokratischen Archivquellen stützt, gruppiert die Transformation der Medienpolitik pointiert in drei Phasen. Dabei arbeitet sie unterschiedliche Akteurgruppen heraus, deren Schlüsselbegriffe, Problemanalysen und Praktiken sie ermittelt. Bis 1916 seien „Traditionalisten“ für die Medienpolitik verantwortlich gewesen, die vornehmlich ältere Zivilisten waren. Sie setzten vor allem auf Begriffe wie „Einheit“ und beschränkten sich stärker auf kontrollierende Maßnahmen. Eine aktive massenmediale Propaganda lehnten sie als Amerikanisierung ab, die zu einer destabilisierenden Emotionalisierung führen würde. Ab 1916 hätte dann unter Ludendorff und Hindenburg eine Gruppe von „Modernisten“, die vornehmlich aus jüngeren Offizieren bestand, eine Trendwende in der Medienpolitik eingeleitet. Leitbegriffe wie „Geist, Wille und Kraft“ kennzeichneten ihre Propaganda, die sich an Techniken der westlichen Wirtschaftswerbung orientierte und über Emotionen die „Massen“ anzusprechen versuchte. Ihre Konzepte seien aber vielfach an den Traditionalisten gescheitert. Zum Kriegsende hätte eine Gruppe von „Reformisten“, die vornehmlich der Reichskanzlei entsprang, schließlich eine Liberalisierung der Kommunikationspolitik befürwortet, um den Streikbewegungen zu begegnen. Sie setzten stärker auf Vertrauen, Transparenz und Kooperation, konnten sich aber nicht durchsetzen. Diese Ergebnisbildung geht natürlich mit einem gewissen Schematismus einher, bietet aber insgesamt eine hilfreiche Kategorisierung bereits bekannter Mechanismen der Pressepolitik.

Vertiefte Einblicke in die NS-Presselenkung gewährt eine Hamburger Dissertation von Max Bonacker über Hans Fritzsche. Fritzsche zählte bekanntlich zu den zentralen Figuren im Reichspropagandaministerium, war Leiter der Rundfunkabteilung und wichtigster Rund-

11 Krüger, Karen: Programmierter Genozid? Das Radio und die mediale Erzeugung von Angst in Ruanda 1994, in: Bösch/Borutta (Hrsg.), Die Massen, S. 387–406.

12 Vgl. etwa: Daniel, Ute/Siemann, Wolfram (Hrsg.): Propaganda. Meinungskampf, Verführung und politische Sinnstiftung 1789–1989, Frankfurt 1994; Barkhausen, Hans: Filmpropaganda für Deutschland im Ersten und im Zweiten Weltkrieg, Hildesheim 1982.

13 Jürgen Wilke: Presseanweisungen im zwanzigsten Jahrhundert. Erster Weltkrieg – Drittes Reich – DDR. 348 S., Böhlau Verlag, Köln 2007 (Medien in Geschichte und Gegenwart, Band 24).

14 Vgl. Creutz, Martin: Die Pressepolitik der kaiserlichen Regierung während des Ersten Weltkriegs, Frankfurt/M. 1996; Kohlmann-Viand, Doris: NS-Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg. Die ‚Vertraulichen Informationen‘ als Mittel der Presselenkung, München 1991.

15 Dies gelang am ehesten der Frankfurter Zeitung, deren Abweichung mit Blick auf das Ausland toleriert wurden; vgl. Gillesen, Günther: Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich. Berlin 1986.

16 Anne Schmidt: Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit. Zum Wandel der amtlichen Kommunikationspolitik in Deutschland 1914–1918. 276 S., Klartext Verlagsgesellschaft, Essen 2006.

funkkommentator. Bereits Fritzsches Aufstieg macht deutlich, wie stark das NS-Rundfunksystem in der konservativen Umgestaltung von 1932 wurzelte, bei der auch Fritzsche bereits zum Chefredakteur des Rundfunk-Nachrichtendienstes ernannt wurde. Beim Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess kam er mit einem Freispruch davon, wurde nach drei Jahren Arbeitslager entlassen und engagierte sich bis zu seinem Tod publizistisch und politisch im Umfeld der FDP.¹⁷

Methodisch gesehen setzt Bonackers Biographie durchaus einige interessante Akzente, die sonst in mediengeschichtlichen Arbeiten wenig Berücksichtigung finden. So bietet sie über eine Inhaltsanalyse von Fritzsches Reden hinaus auch eine Analyse von Stil und Sprache der Rundfunkkommentare, die besonders den ironischen Grundton und die Personifizierungen des Feindes seziert. Lobenswert ist zudem die Berücksichtigung der Hörerrezption anhand von Hörerbriefen, SD-Berichten und Tagebüchern. So arbeitet Bonacker heraus, dass Fritzsche zunächst tausende „Fan-Briefe“ mit Zustimmung und Ratschlägen bekam, dann ab 1942 die Begeisterung und das Interesse an seinen Kommentaren stark abnahm. Auch die Briefe an ihn äußerten offene Kritik und monierten sogar das Töten von „Geisteskranken“ (S. 75). Zudem bietet die Studie interessante Hinweise über Kommunikationsverläufe. Dies gilt für den Ätherkrieg mit der westlichen Radiopropaganda, auf die Fritzsche regelmäßig antwortete. Das gilt ebenso für die informellen Gesprächskreise zwischen Politik und Presse, die ab 1939 verstärkt entstanden, um die Journalisten vertraulich zu informieren, sie so besser einzubinden und die konforme Berichterstattung, die sich aus den Presseanweisungen ergab, gezielt aufzulockern (S. 53 f.). Bonacker untersucht dabei stets differenziert die persönliche Schuld und Verantwortung von Fritzsche. Vielleicht wäre es dabei nicht nötig gewesen, diese so häufig an Fritzsches eigener entlastender Verteidigung zu messen.

Eine direkte Ergänzung zu Jürgen Wilkes Studie über die Presseanweisungen in autoritären Mediensystemen bietet schließlich Gunnar Krügers Studie über die Bundespressekonferenz in der Ära Adenauer, deren Wurzel zumindest indirekt in der Berliner Pressekonferenz des Ersten Weltkriegs liegt.¹⁸ Ähnlich wie in der Weimarer Republik organisierten sich die bei den Bundesorganen akkreditierten Journalisten 1949 wieder selbst, um ein Forum für einen offenen Informationsaustausch mit Politikern zu schaffen. Krüger zeigt die Entstehung in der Besatzungszeit auf und thematisiert ausführlich den Grundkonflikt, dass die Bundespressekonferenz einerseits allen Bonner Journalisten gleichen Informationszugang gewähren wollte, andererseits aber eine arbeitsfähige Größe für vertrauliche Auskünfte anstrebte und deshalb ab 1952 verschärfte Ausschlusskriterien entwickelte. Die NS-Vergangenheit war dabei kein Ausschlusskriterium, ebenso bis 1961 nicht die Arbeit für DDR-Medien. Krügers Arbeit leistet damit einen Beitrag zur Sozialgeschichte der Journalisten, indem er Exklusions- und Inklusionsmechanismen beschreibt. Über die alltägliche Arbeit der Bundespressekonferenz, ihren Umgang mit der Regierung und anderen Politikern oder über ihre Bedeutung für die Homogenisierung der Berichterstattung erfährt man in der Arbeit jedoch relativ wenig. Inwieweit ihre Arbeitsweise dem Modell des Konsensjournalismus entsprach, das Christina von Hodenberg für die 1950er Jahre aufzeigte, wäre weiter-

hin genauer zu prüfen.¹⁹ Gleiches gilt für die von Hodenberg aufgebrachte, mittlerweile bereits vielfältig diskutierte These, Ende der 1950er Jahre hätte sich durch den Generationswechsel ein kritischer Journalismus entwickelt.

In diesem Dreieck zwischen Medienkontrolle, journalistischer Selbstorganisation und generationeller Kontinuität bewegt sich auch die Arbeit von Christian Sonntag, der eine kollektivbiografische Studie zu Hamburger Journalisten der Nachkriegsjahre vorlegte.²⁰ Bislang verfügen wir insbesondere zu prominenten Journalisten und Printmedien über einzelne Studien, die die personelle Kontinuität trotz NS-Belastung herausstellten.²¹ Sonntag versucht demgegenüber eine kollektive regionale Biografie von 308 erfassten Hamburger Journalisten zu erstellen, um so grundsätzliche Aussagen treffen zu können.²² Da Hamburg nach 1945 von Berlin die Rolle als wichtigste Medienstadt übernahm, versammelten sich hier besonders viele Berliner Edelfedern, die in nationalsozialistischen Zeitungen wie „Das Reich“ und denen des Scherl-Verlags geschrieben hatten. Wie Sonntag zeigt, wurden selbst Chefredakteure mit dem Hinweis entnazifiziert, ihre Leitartikel vor 1945 hätten nicht ihren Überzeugungen entsprochen. Von den Redakteuren der Nachkriegsjahre hatte immerhin knapp die Hälfte schon während des Nationalsozialismus geschrieben. Zugleich differenziert Sonntag den Kontinuitätsprozess: Die Entnazifizierungskriterien variierten mitunter, und Mitglied der NSDAP waren lediglich 16 % der Journalisten. Ebenso zeigt er detailliert, wie unterschiedlich groß der Belastungsgrad bei den einzelnen Zeitungen war. Während ein rechtes, bürgerliches Blatt wie die „Hamburger Allgemeine Zeitung“ immerhin 83 Prozent ehemalige NS-Journalisten vereinte, wies ein linkes Blatt wie die „Hamburger Volkszeitung“ nur vier Prozent Journalisten auf, die im NS geschrieben hatten, während der Anteil der Verfolgten und Emigranten insgesamt die Hälfte ausmachte. Diese unterschiedliche Personalstruktur ging mit entsprechend unterschiedlichen Bewertungen in der Entnazifizierung einher (S. 287). Die mitunter etwas nüchterne statistische Betrachtung der Werdegänge vertieft der Autor durch einzelne biografische Portraits und Ausführungen zu einigen Zeitungen. Insgesamt zeigt die Arbeit, wie die Medienpolitik der Britischen Alliierten nach kurzer Zeit resignierte, als klar wurde, dass sich im Journalismus kaum Leute mit beruflicher Erfahrung fanden, die nicht im Nationalsozialismus aktiv waren. Die Alliierten prägten die Medienstruktur einschneidend, die Zusammensetzung der Journalisten hingegen nur begrenzt.

19 Hodenberg, Christina von: Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973, Göttingen 2006.

20 Christian Sonntag: Medienkarrieren. Biografische Studien über Hamburger Nachkriegsjournalisten 1946–1949. 368 S., Martin Meidenbauer Verlag, München 2006.

21 Vgl. bes.: Benz, Wigbert: Paul Carell. Ribbentrops Pressechef Paul Karl Schmidt vor und nach 1945, Berlin 2005; Hachmeister, Lutz/Siering, Friedemann (Hrsg.): Die Herren Journalisten. Die Elite der deutschen Presse nach 1945, München 2002; Weiß, Matthias: Journalisten – Worte als Taten. In: Frei, Norbert: Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt/M. 2001, S. 241–302; Köpf, Peter: Schreiben nach jeder Richtung. Goebbels-Propagandisten in der westdeutschen Nachkriegspresse, Berlin 1995.

22 Ähnlich bereits: Schmidt, Sigrun: Journalisten in der frühen Nachkriegszeit. Eine kollektive Biographie am Beispiel von Rheinland-Pfalz, Köln 2000.

17 Max Bonacker: Goebbels' Mann beim Radio. Der NS-Propagandist Hans Fritzsche (1900–1953). 289 S., Oldenbourg Verlag, München 2007 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 94).

18 Gunnar Krüger: „Wir sind doch kein exklusiver Club!“ Die Bundespressekonferenz in der Ära Adenauer. 237 S., LIT Verlag, Münster 2005.

III. Der Kalte Krieg und die Medien der DDR

Auffällig großes Interesse fand in jüngster Zeit die Mediengeschichte der DDR. Eine grundlegende Gesamtdarstellung der DDR-Mediengeschichte steht noch aus, obgleich insbesondere eine Arbeit von Gunter Holzweißig bereits den Anspruch darauf erhebt.²³ Allerdings fokussiert Holzweißig vornehmlich den SED-Repressionsapparat gegenüber den Journalisten, weniger die Medieninhalte und -nutzungen selbst. Dass es nicht ausreicht, die DDR-Medien vornehmlich als ein uniformes Ergebnis politischer Repression zu verstehen, belegt allein die erklärungsbedürftige Tatsache, dass die Zeitungen in der DDR eine unvergleichbar hohe Auflage erreichten und trotz der westdeutschen Alternativangebote das DDR-Fernsehen und Radio genutzt wurden. Ansätze zu Gesamtdarstellungen der DDR-Mediengeschichte bieten daher vor allem einige Bände zu einzelnen Medien.²⁴ Besonders gut untersucht ist mittlerweile etwa, dank eines DFG-Forschungsverbundes, die Programmgeschichte des DDR-Fernsehens.²⁵

Bei den neuen Studien zur DDR-Mediengeschichte zeichnen sich vor allem drei Trends ab. Erstens werden die Medien häufig in deutsch-deutscher Perspektive im Kontext des Kalten Krieges untersucht. Gerade weil die ostdeutschen Medien nicht nur ständig mit der westdeutschen Referenzgesellschaft kommunizierten, sondern auch ihre Medienformate in einem permanenten Austausch mit der Bundesrepublik erst ihre Gestalt erhielten, scheint dies besonders sinnvoll. Zweitens ist ein breites Interesse an der medialen Konstruktion der SED-Ideologie erkennbar. Ähnlich wie bei Arbeiten zum Nationalsozialismus geht es dabei darum, die Produktion von Ideologie auch als ein Ergebnis medialer Strukturen zu erklären. Drittens suchen die Studien nach den Grenzen der Propaganda, da auch die DDR ständig Zugeständnisse an die Wünsche der Mediennutzer machen musste, die sich vornehmlich eine „unpolitische“ Unterhaltung wünschten.

Wie sich die deutsch-deutschen Medien in der heißen Phase des Kalten Krieg entwickelten, zeigt ein von *Thomas Lindenberger* herausgegebener Band.²⁶ Seine Beiträge, die vornehmlich von Historikern des ZZf Potsdam stammen, zeichnen sich durchweg durch Archivrecherche und originelle Themen aus. Thomas Lindenberger fasst die Massenmedien einleitend als „politische Kampfmittel und Hersteller sozialer und kultureller Wirklichkeiten“ (S. 11). Diese sieht er als Teil einer „Cold War Culture“, die Weltansichten, Ordnungsvorstellungen und Alltagspraxen prägte (S. 13). Wie sich diese „Alltagspraxen“ entwickelten, klären die folgenden Beiträge zwar leider kaum. Dafür erhellen sie vielfach die institutionelle Funktionsweise der Medien im Kalten Krieg und die im Systemkonflikt transportierten Leitideen. Einen biographischen Zugriff wählt etwa Ulrike Weckels Beitrag über den Regisseur Wolfgang Staudte, der sich nicht klar einer Seite zuordnete und deshalb in beiden Ländern unter politischen Druck geriet. Bernd Stöver betont die langfristige Propagandawirkung der dokumentarisch aufgemachten DDR-Spielfilme, während Lars Karl das begrenzte Interesse

an den frühen sowjetischen Kriegsfilmen in der DDR nachweist, die nicht mit den amerikanischen Kriegsfilmerfolgen im Westen mithalten konnten. Letzteres belegt, dass Propaganda nur dann Erfolg haben konnte, wenn sie an bestehende Wahrnehmungen der Bevölkerung anknüpfte. Erst die Filme der späten 1950er, die stärker komplexe Einzelschicksale als kollektive sowjetische Helden zeigten, stießen auf größeren Zuspruch. Deutlich wird zugleich die notgedrungene Öffnung des DDR-Fernsehens gegenüber dem Westen. Obgleich erwartungsgemäß der größte Teil der ausländischen Fernsehproduktionen in der DDR ebenfalls aus der Sowjetunion stammte, stieg, wie Thomas Heimann zeigt, in den 1960er Jahren trotz des Medienverbundes ‚Intervision‘ der Anteil westlicher Fremdprogramme auf über vierzig Prozent an (S. 254).

Die Wirkungsweise des Medienkrieges lässt sich natürlich schwer ausmachen. Dass die Westmedien eine starke Wirkung hatten, nimmt etwa der Beitrag von Christine Barlitz an. Ihr zufolge trug die von ihr untersuchte katholische Medienarbeit aus West-Berlin durchaus mit dazu bei, den Zusammenhalt der Katholiken in der DDR zu festigen. Grenzen der Medienwirkung deutet Uta Schwarz' Analyse der Geschlechterrollen in den Wochenschauen an. Denn trotz der aufgezeigten konträren Leitbilder in den Medien stieg in der BRD die Berufstätigkeit der Frauen, während sie in der DDR sank. Selbst die Etablierung einer öffentlichen Deutung heißt natürlich nicht, dass es das Handeln zwangsläufig beeinflusst.

Wie stark sich diese von Historikern vorgelegten Analysen von denen der Medienwissenschaften unterscheiden, zeigt ein vergleichender Blick in einen von *Jens Ruchatz* edierten Sammelband, der vornehmlich Beiträge aus dem Kölner SFB „Medien und kulturelle Kommunikation“ vereint.²⁷ Der diskurshistorische Band fasst Medien als Ort und als zentralen Gegenstand gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen, die erst die deutsch-deutsche Unterscheidung geschaffen habe (S. 15). Fokussiert werden vor allem die langen 1960er Jahre. Dabei geht Ruchatz von der interessanten Beobachtung aus, dass man sich in der DDR eher über die Konzeption der Medien unklar war, während die gesellschaftlichen Prämissen feststanden, in der BRD hingegen die Medienöffentlichkeit Aufklärung über die Gesellschaft bieten musste. Insofern kommen die Autoren auch zu dem Ergebnis, dass die DDR-Medien gerade nicht ein zentraler Ort der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung waren (S. 189), was wiederum die Ausgangsprämisse relativiert.

Die Beiträge interessieren sich zum einem für die Modi der wechselseitigen Beobachtung wie die Selektion und Aufbereitung der jeweils anderen Medien. Wie Nikolas Tosse zeigt, arbeiteten in der DDR zwischen 1952 und 1968 mehrere Archive mit unklaren Kompetenzen an der westdeutschen Medienauswertung (S. 42), die meist nur dann in den DDR-Diskurs eingingen, wenn sie negative Aussagen über den Westen und positive über den Osten trafen. Generell zeigen auch die weiteren Beiträge den bekannten Befund, dass die BRD ein deutlich geringeres Interesse an der DDR zeigte, zumindest seit den 1960er Jahren. Zweitens werden Orte und Anlässe untersucht, wie die Fußball-WM 1974, ein SED-Parteitag und die Debatte über Springer. Diese Medienereignisse werden als Anlässe gefasst, die Differenz produzierten. Drittens stellt der Band Kategorien der Selbstbeschreibung heraus, die mitunter semantische Ähnlichkeiten gehabt hätten (S. 139). Zu den Unterschieden zählt etwa die zentrale Bedeutung des Begriffes Öffentlichkeit in der BRD, der in der DDR bedeutungslos war. Allerdings fällt bei einigen Artikeln auf, dass die ausführlichen theoretischen Überlegungen, insbesondere zum Foucault'schen Archiv, kaum die mit-

23 Holzweißig, Gunter: Die schärfste Waffe der Partei. Eine Mediengeschichte der DDR, Köln 2002.

24 Vgl. etwa Barck, Simone/Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen „Mosaik“ und „Einheit“. Zeitschriften in der DDR, Berlin 1999; Arnold, Klaus/Classen, Christoph (Hrsg.): Zwischen Pop und Propaganda. Radio in der DDR, Berlin 2004; zum Fernsehen: Hickethier, Knut: Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart 1998.

25 Einen Überblick über die zahlreichen Publikationen gibt die Seite des DFG-Projektes: <<www.ddr-fernsehen.de>>. Vgl. zuletzt etwa: Prase, Tilo: Dokumentarische Genres. Gattungsdiskurs und Programmpraxis im DDR-Fernsehen. Leipzig 2006.

26 Thomas Lindenberger (Hrsg.): Massenmedien im Kalten Krieg. Akteure, Bilder, Resonanzen. 286 S., Böhlau Verlag, Köln 2006.

27 Jens Ruchatz: Mediendiskurse deutsch-deutsch. 276 S., VDG - Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften, Weimar 2005.

unter nicht ganz überraschenden Ergebnisse rechtfertigen – oder diese hinter kaum verständlichen Formulierungen verstecken.

Auch bei der DDR-Geschichte zeichnet sich neuerdings ein Trend ab, die visuelle Geschichte genauer zu untersuchen. Anhand von Filmen und Bildern zum Lager Buchenwald untersucht Thomas Heimann, welche ikonographisch verdichteten Erzählungen in das kulturelle Gedächtnis der DDR einfließen.²⁸ Das Buch bietet präzise Analysen von Filminhalten, Abgleichungen mit Romanvorlagen und anderen Verwendungen des Filmmaterials sowie eine Einbettung in die Rahmenbedingungen bei der Entstehung und Verbreitung und Rezeption der Filme. Vor allem die Adaptionen des Romans „Nackt unter Wölfen“, die sich zu der emotionalen Leiterzählung entwickelte, bietet dazu Material. Insgesamt macht Heimann ein „starrtes Kanon-Gehäuse“ aus (S. 231), das Zeitzeugen-Aufnahmen und einzelne Filmproduktionen zu durchbrechen versuchten. Sein Vergleich der „Einführungsfilme“ über Buchenwald (1960/62, 1974/75 und 1984/85) macht sowohl die hohe Selektivität als auch den Wandel der Erinnerungskultur deutlich, die jedoch erst in den letzten Jahren vorsichtig Tabuthemen anriss. Heimann erweist sich in der Studie als ein hervorragender Kenner der Filmgeschichte. Wie die Bildhaushalte und Ikonen in den einzelnen Jahrzehnten aussahen und wie sie sich veränderten, bleibt insgesamt jedoch trotz oder vielleicht wegen der vielen Einzelbeschreibungen ein wenig blass. Gerade angesichts der recht statischen Erzählung vom geschlossenen kommunistischen Widerstand wären die dominanten Einzelbilder der Jahrzehnte vielleicht genauer herauszustellen. Insgesamt lässt sich die Arbeit aber als ein wichtiger Baustein für eine Visual History der Erinnerung an die NS-Verbrechen in der DDR ansehen, die weiterhin noch ein Forschungsdesiderat bildet.

Ansätze zu einer Visual History der DDR, die vor allem die Herrschaftssicherung und Identitätsbildung der SED fokussiert, bietet bereits ein von Alf Lütke und Karin Hartwig herausgegebener Band.²⁹ Die Beiträge zu Fotografien von Sportstars und „neuen Menschen“, Transitstreckenbenutzern und Verdächtigen, zu politischen Plakaten und der Berliner Mauer zeigen die Entwicklung von Selbst- und Feindbildern. Den besonders interessanten Fotobestand der Stasi, der immerhin 1,3 Millionen Fotos und Dias umfasst, untersucht zudem die reich bebilderte Monographie von Karin Hartwig. Das Material, das vor allem aus Observations-, Ermittlungs- und Schulungsfotos besteht, bietet einen umfassenden Einblick in visuelle Herrschaftstechniken, aber auch in die Alltagsgeschichte von als oppositionell deklarierten Menschen. Ihre fotografische Erfassung und Vermessung des „Verbrechens“ knüpfte natürlich an eine längere Tradition an, die bereits durch mehrere Studien gut erforscht ist.³⁰ Hartwig geht es dabei jedoch weniger um die Bilder selbst als um die Arbeitsweise der Stasi und deren Anspruch auf umfassende fotografische Erfassung ihrer Feinde. Die durch Handtaschen oder Kinderwagen aufgenommenen Fotos dienten der Stasi als eine Objektivierung, die, so könnte man hinzufügen, auch das Misstrauen gegen die eigenen Mitarbeiter ausdrückte. Zudem verteidigte die Stasi die Hoheit über zulässige Bilder, indem sie missliebige Fotografen verfolgte. Es ist eine schöne Pointe, dass die Stasi schließlich nicht zu unrecht fürchtete, die Oppositionellen könnten durch das

Einschmuggeln von Videokameras eine neue Macht bekommen (S. 54). Heimliche Aufnahmen der Leipziger Montagsdemonstrationen, die dem Westfernsehen zugespielt wurden, gaben dem Zusammenbruch der DDR tatsächlich seine Dynamik. Hartwigs Buch streift zahlreiche interessante Aspekte der DDR-Geschichte, insbesondere des Polizeistaates, der Opposition und der nonkonformen Jugendkultur (wie Punks und Skins). Allerdings verliert sie dabei die Fotografien etwas aus dem Blick – wie deren Entstehung, ihre Gebrauchsweisen und ihre ikonographischen Merkmale in den einzelnen Jahrzehnten. Die Abbildungen im Buch und der Text sind durch das Thema verbunden, nicht aber durch eine Analyse der gezeigten Bilder. Für künftige Forschungsprojekte wäre es interessant, die Stasi-Bilder noch stärker für eine Kultur- und Sozialgeschichte heranzuziehen und durch Fotos aus dem privaten Leben zu ergänzen.

Eine weitere DDR-Mediengeschichte, die die Grenzen zwischen staatlicher Kontrolle und Protest auslotet, hat Sylvia Klötzer über die Satire in Film, Zeitung und Kabarett vorgelegt.³¹ Da das Zulassen von Satire auf die Spielräume in einer Diktatur verweist, fand dies Thema bereits vielfältige Aufmerksamkeit.³² Klötzer verortet die Satire als „einen Teilbereich der von der SED kontrollierten und instrumentalisierten Öffentlichkeit“, den sie allerdings nur für die frühe und die späte DDR ab 1977 untersucht. Klötzer zeigt unterschiedliche Phasen, in denen die SED widerwillig Satire als „Biß mit Maulkorb“ zuließ. Nach 1953 und 1961 wurde Satire etwa kurzzeitig als ein Ventil reglementiert zugelassen, ebenso Mitte der 1980er Jahre, wobei die Systemkonkurrenz Anstöße gab. Aber selbst in den letzten Jahren der DDR kam es erneut zu Anklagen und Absetzungen von Kabarettprogrammen (S. 209). Ebenso lässt sich aus ihrem Buch eine „Entmedialisierung“ der Satire herauslesen: Nachdem in den 1950er Jahren satirische (Kurz-)Filme zugelassen wurden, reduzierte sie sich zunehmend auf kleine Kabarettgruppen. Sie richteten sich kaum gegen die SED, sondern eher gegen Versorgungsengpässe. Wurde die SED dennoch verspottet, dann vor allem ihre Medienpolitik und ihre Parteilichkeit (S. 233). Wie die Studie vielfach andeutet, war auch die Satire Teil der deutsch-deutschen Medieninteraktion. In der DDR wurde insbesondere als Antwort auf die Programme des RIAS u. ä. Satire zugelassen, insbesondere in Berlin. Dieses Beispiel zeigt erneut, dass jede Mediengeschichte der DDR in Interaktion mit den Westmedien stehen muss.

IV. Historische Radioanalysen

Eine erstaunliche Aufmerksamkeit hat in den letzten beiden Jahren auch die Geschichte des Radios gefunden. Die gute Vernetzung zwischen Rundfunkhistorikern, Rundfunkarchiven und Rundfunkanstalten, die sich insbesondere im „Studienkreis Rundfunk und Geschichte“ oder etwa der im Jahr 2000 gegründeten „Forschungsstelle zur Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland“ zeigt, dürfte viele Arbeiten gefördert haben. Während für die Geschichte des deutschen Fernsehens bereits seit 1998 eine umfassende historische Gesamtdarstellung von Knut Hickethier vorliegt, die zugleich Historiker und ein breites

²⁸ Thomas Heimann: Bilder von Buchenwald. Die Visualisierung des Antifaschismus in der DDR (1945–1990). 256 S., Böhlau Verlag, Köln 2005.

²⁹ Karin Hartwig: Das Auge der Partei. Fotografie und Staatssicherheit. 272 S., Christoph Links Verlag, Berlin 2004.

³⁰ Vgl. etwa: Regener, Susanne: Fotografische Erfassung: Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen, München 1999; Jäger, Jens: Verfolgung durch Verwaltung. Internationales Verbrechen und internationale Polizeikooperation 1880–1933, Konstanz 2006.

³¹ Sylvia Klötzer: Satire und Macht. Film, Zeitung, Kabarett in der DDR. 261 S., Böhlau Verlag, Köln 2005.

³² Wilhelm, Frank: Literarische Satire in der SBZ/DDR 1945–1961. Autoren, institutionelle Rahmenbedingungen und kulturpolitische Leitlinien, Hamburg 1998; Jacobs, Dietmar: Untersuchungen zum DDR-Berufskabarett in der Ära Honecker, Frankfurt/Main 1996.

Publikum anzusprechen vermag³³, steht eine derartige umfassende Publikation für das Radio bisher noch aus. Wer eine knappe Einführung sucht, kann für die historische Entwicklung bisher vor allem auf Konrad Dussels informative und solide Studie zurückgreifen, die das Fernsehen mit einschließt.³⁴ In jüngster Zeit erschienen nun gleich zwei Bücher, die eine kulturgeschichtlich akzentuierte Gesamtdarstellung versprechen. Eine an breites Publikum adressierte „Kulturgeschichte des Radios“ legten der langjährige Kulturchef des Saarländischen Rundfunks *Hans Jürgen Koch* und der ehemalige Kulturdezernent und Kulturwissenschaftler *Hermann Glaser* vor.³⁵ Das ansprechende und mit zahlreichen Abbildungen aufgemachte Buch zerfällt gewissermaßen in zwei qualitativ unterschiedliche Teile. Es bietet Lesern, die sich bislang nicht mit der Radiogeschichte befasst haben, besonders in den Kapiteln bis zu den frühen 1950er Jahren eine informative Lektüre, die durch ausführliche Zeitleisten mit den wichtigsten Entwicklungen ergänzt wird. Dabei wird auf originelle Deutungen verzichtet, zugunsten einer Orientierung über die bekannten Ereignisse und Entwicklungslinien. Ebenso nehmen sich die Autoren viel Zeit, um historisch wenig vorgebildete Leser mit allgemeinem Grundwissen über den Nationalsozialismus, die Besatzungsjahre und die frühe Bundesrepublik zu versorgen.

Den Anspruch einer Gesamtgeschichte, den der Titel suggeriert, erfüllt das Buch allerdings bereits von seinem Aufbau her nicht. Die Zeit bis zur frühen Bundesrepublik wird umfassend dargestellt, wobei am ausführlichsten der Abschnitt zur Besatzungszeit 1945–49 ausfällt, der über ein Viertel des Gesamttextes ausmacht. Für die Besatzungsjahre werden einzelne Sendungen, Anekdoten um deren Entstehung, Journalistenbiographien und Rundfunkgesetze umfassend vorgestellt. Dagegen ist der Text zu den letzten fünf Jahrzehnten wenig zusammenhängend und reduziert sich auf allgemeine Punkte wie Adenauers gescheitertes Staatsfernsehen (warum dies in einer Radiogeschichte?) oder die Einführung des dualen Rundfunks (wiederum kaum mit Radiobezug). Die folgenden Abschnitte zum Radio beschränken sich stärker auf Typologien der Hörerforschung, ohne aber in irgendeiner Form genauer auf die Sendungen oder Radiojournalisten einzugehen, wie dies in vorherigen Kapiteln der Fall war. Eine „Kulturgeschichte“ im kulturwissenschaftlichen Sinne, also eine Analyse von Wahrnehmungen und Deutungen, ist der Band von Koch und Glaser zudem nicht. Eher verweist der Titel darauf, dass die Autoren bevorzugt die bildungsbürgerliche Kultur, die von den Rundfunkverantwortlichen lange sehr hoch gehalten wurde, besonders stark herausstellen, um dann seit den 1950er Jahren einen Verfall auszumachen. Schriftsteller wie Brecht, Döblin oder Mann sind zentrale Stichwortgeber des Buches, Jazz die wichtigste Klangfarbe. Bezeichnenderweise beziehen sich die wenigen Ausführungen zu Programminhalten nach 1960 auf die Fernsehsendung „Panorama“ (!). Ganz ausgespart oder pauschal gescholten werden populäre Sendungen mit Schlagern oder Popmusik, obgleich gerade sie seit Jahrzehnten die Beliebtheit des Radios ausmachen. Der abschließenden Klage über den Niveauverlust mag man sich anschließen oder nicht. Nötig wäre allerdings, die Nachrichten oder Politikberichte in den Jahrzehnten vor 1955 systematisch mit denen der letzten Jahrzehnte zu vergleichen, um mehr als eine

Kulturkritik zu bieten, wie sie seit dem Aufkommen des Mediums in jedem Jahrzehnt vertraut war.

Den Anspruch, „erstmal eine Gesamtdarstellung der Programmgeschichte des öffentlich-rechtlich und föderal verfassten Hörfunks der Bundesrepublik von 1945 bis zur Gegenwart zu schreiben“, erhebt zudem die fast tausendseitige neue Studie von *Peter Marchal*, der sein Buch zugleich als „Handbuch“ und „Nachschlagewerk“ begreift.³⁶ Marchal setzt sich drei Ziele: das Programmangebot „wirklichkeitsgetreu“ in die Programmpolitik eingebettet zu konturieren, die Ursachen für bundesweite Programmreformen auszumachen und Querverbindungen zum Fernsehen aufzuzeigen (S. 98 f.). Auch er liefert zunächst einen weit gespannten historischen Vorlauf, um dann für die Bundesrepublik die Zäsur um 1960 zu unterstreichen. So zeichnet er die Aufwertung jugendlicher Zielgruppen nach, die durch Piratensender und ausländische Stationen wie Radio Luxemburg angestoßen wurde, die „Magazinierung“ des Radios, die sich gegen das Kästchen-Prinzip wandte, und die Rückkehr des O-Tons. Sein Fazit markiert vier Phasen, wobei er die sechziger Jahre als „Magazinierung zur Selbstbehauptung gegenüber dem neuen Leitmedium Fernsehen bezeichnet“, die siebziger Jahre als „Ausbau und Typisierung“ fasst und die Zeit seit den 1980er als „forcierte Diversifizierung“ (S. 820 f.). Seine Ausführungen zum dualen Rundfunk kritisieren vor allem, dass die neuen Programme immer ähnlicher geworden seien.

Inhaltlich wird der Wert des Buches freilich bereits dadurch gemindert, dass der Autor auf „Archivmaterial aller Art“ verzichtet und lediglich gedruckte zeitgenössische Texte eigenständig als Quelle heranzieht. Dabei bietet der Autor eine weitschweifige Rekapitulation der bekannten Forschungsliteratur, die ausführlich und recht unstrukturiert zitiert wird. Die zahlreichen langen Zitate aus Memoiren oder Gesprächen mit Journalisten besitzen zwar eine lesenswerte Anschaulichkeit, ihr problematischer Quellenwert wird jedoch kaum reflektiert. Selbst im Fazit kommt das Buch daher kaum über eine nochmalige verkürzte Ereignisdarstellung und unsystematische Zitate von Journalisten hinaus. Sein Wert als „Nachschlagewerk“ wird zudem dadurch geschmälert, dass das eng gesetzte zweibändige Werk über kein Personenregister verfügt. Am Ende des „Handbuches“ findet sich lediglich ein schmales Sachregister, in dem allerdings keinerlei Einträge zu Programminhalten sind. Stichworte wie „Nachrichten“, „Sport“, „Kirchen“ oder „Politik“ fehlen, stattdessen finden sich abseitige Begriffe wie „Berieselung“, „Industrieträger“ oder „Musikfarbe“. Dies ist jedoch nicht nur ein Mangel des Registers: Wer im Buch etwa nach Kapiteln zur Sportberichterstattung oder Nachrichtengestaltung sucht, wird kaum fündig. Die Stärke des Werkes liegt eher darin, dass es Auskunft über die journalistische Selbstreflexion über Programmreformen gibt. Es vereint zudem eine Fülle von Einschätzungen zu den Leitlinien von Innovationen im Radio (wie die „Hörernähe“ oder „Service“). Eine Programmgeschichte ist dies noch nicht.

Neben diesen Versuchen, Gesamtdarstellungen vorzulegen, erschienen jüngst umfassende Studien zur Gründungsgeschichte des Rundfunks. Die Entstehungszeit des größten Senders, des NWDR, untersucht ein Sammelband der „Forschungsstelle zur Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland“, den *Peter von Rüden* und *Hans Ulrich Wagner* herausgegeben haben.³⁷ Seine 16 Beiträge fokussieren vor allem das Verhältnis zwischen

33 Hickethier, Fernsehen.

34 Dussel, Konrad: Deutsche Rundfunkgeschichte, Konstanz 1999. Mit historischem Überblick auch: Stüber, Heinz-Werner/Schneiderbauer, Christian/Wich, Andrea: Medien in Deutschland, Bd. 2: Rundfunk, Konstanz 1998.

35 Hans Jürgen Koch/Hermann Glaser: Ganz Ohr. Eine Kulturgeschichte des Radios in Deutschland. 376 S., Böhlau Verlag, Köln 2005.

36 Peter Marchal: Kultur und Programmgeschichte des öffentlich-rechtlichen Hörfunks in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch. 2 Bde., 950 S., Kopäd Verlag, München 2004.

37 Peter v. Rüden/Hans U. Wagner (Hrsg.): Die Geschichte des Nordwestdeutschen Rundfunks. 464 S., Hoffmann und Campe, Hamburg 2005. Ein zweiter Band zum Programm und der Mediennutzung erscheint 2008.

Rundfunk und Politik sowie die regionale Struktur des Senders. Generell zeigen die durchweg archivgestützten Artikel detailliert, in welchem hohen Maße Politiker in der frühen Bundesrepublik das frühe Radio zu kontrollieren versuchten: Sei es bei Stellenbesetzungen, bei politischen Kommentaren (S. 119f.) oder bei einem Kabarettisten wie Werner Finck, der wegen eines regierungskritischen Sylvester-Klamauk seinen Abschied nehmen musste. Rundfunk-Intendant Adolf Grimme, selbst Sozialdemokrat, suchte vielfach einen Ausgleich, aber oft recht hilflos. Zumeist protestierten Unionspolitiker. Aber auch in der SPD gab es Stimmen, die dem Rundfunk die Berechtigung absprachen „seine eigene Meinung zu propagieren“ (S. 330). Dementsprechend nahmen, so Rüdiger Steinmetz in seinem Beitrag, ab 1953/54 politische Kommentare ab, hingegen das Anlehnen an Regierung, Parteien und Verbände zu. Weniger bekannt ist, dass sich die Parteien bereits 1948 zwei Mal die Woche feste Sendezeiten reservierten, um selbstständig live ihre Positionen zu verlautbaren (S. 328). Eigene Sendeplätze konnte ebenso die Bonner Regierung und im Ausgleich auch die Opposition erreichen, wie der Beitrag von Petra Wittig-Nöthen andeutet.

Die politischen Querelen waren mit der regionalen Struktur des NWDR verbunden. Da er seit seiner Gründung versuchte, sein Zerbrechen zu verhindern, wurde insbesondere mit dem christdemokratisch regierten Nordrhein-Westfalen permanent ein regionaler und politischer Ausgleich gesucht. Dabei zeigt der Artikel von Mark Lührs, dass in Nordrhein-Westfalen auch die SPD schließlich der Gründung der Rundfunkanstalt zustimmte, obgleich die bürgerlichen Parteien bei der Besetzung des WDR-Rundfunkrates dort eine klare Mehrheit hatten, als dieser 1955 vom Landtag gewählt wurde (S. 406 f., 413). Lührs kommt dabei zu dem Schluss, dass die Gründung des WDR weniger partei- als vielmehr länderpolitischen Gesichtspunkten folgte, zumal ab 1953 kurzzeitig alle norddeutschen Länder von der Union regiert wurden. Alle diese eher institutionengeschichtlichen Konflikte behandeln zwar nur einen Teilaspekt der Rundfunkgeschichte, geben dem Buch aber einen roten Faden. Die Interaktion zwischen Regionalbewusstsein und Medien bildet zudem ein Forschungsfeld, das auch mit Blick auf die Medieninhalte künftig für historische Arbeiten interessant sein dürfte.

Einen kulturwissenschaftlichen Zugriff, um die Frühgeschichte des Rundfunks zu fassen, wählt dagegen Clas Dammann, der die Weimarer und bundesdeutschen Diskurse um die Anfänge von Radio (1923–32) und Fernsehen (1952–63) vergleicht.³⁸ Dammann geht von der Ausgangsbeobachtung aus, dass Hans Bredows Geleitworte zum Radiostart 1923 und Adolf Grimmes zum Fernsehbeginn auffällige Parallelen aufwiesen: In einer Zeit der Not solle aus technischem Medienfortschritt kulturelle Erbauung und Freude folgen. Dementsprechend vergleicht der erste Teil seiner Untersuchung Diskurselemente der intellektuellen Debatte über die Qualität der neuen Medien. Hier stellt er heraus, dass die Diskussion über neue Medien mit einem ähnlichen Repertoire an rhetorischen Topoi und diskursiven Figuren begleitet wurde. Hierzu zählten etwa Masse- und Hypnose-Diskurse, denen zufolge die Persönlichkeit aufgelöst und die Privatsphäre von außen überwältigt würden (S. 108 f.). Ebenso wurde in beiden Fällen eine Kultur zerstörende Vergnügungssucht postuliert, die Überwindung von Raum- und Zeitgrenzen (S. 68f.) und die Konstituierung neuer Realitäten (S. 86 f.). Zugleich macht Dammann einige Unterschiede aus: Die neue „Bilderflut“ wurde nicht so sensationell empfunden wie die „Ätherstimme“, und der postulierten Überwältigung durch die Bilder stand beim Radio die Annahme einer Isolierung der Sinne gegenüber (S. 33 f. u. 55f.). Der zweite, noch literaturwissenschaftlicher geprägte

Teil des Buches analysiert die jeweilige Suche der beiden Medien nach eigenen künstlerischen Ausdrucksformen. Dazu betrachtet Dammann je sechs Hör- und Fernsehspiele. Hierbei kommt er zu dem Schluss, dass weniger die hochtrabenden Erwartungen als die technische Machbarkeit die neuen Formate prägte, auch wenn die Sendungen die Diskurselemente mitunter aufgriffen. Gerade diese Verbindung von Diskurs und technischer Machbarkeit erhöht den Reiz der Studie. Dagegen dürfte Traberts kulturwissenschaftlicher Zugriff zumindest vielen Historikern und Kommunikationswissenschaftlern problematisch erscheinen: Aussagen werden ohne historische Einordnung der Autoren sehr assoziativ aneinander gereiht, und trotz des hohen intellektuellen Niveaus fehlt eine Einbettung in die bestehende Forschungsdiskussion, die insbesondere die Diskurse über neue Medien bereits vielfach untersuchte.³⁹

Zu den wenigen Neuerscheinungen, die eine Erforschung der frühen Radiogeschichte verspricht, die über die deutschen Grenzen hinaus reicht, zählt ein Tagungsband von Michaela Hampf und Ursula Lehmkuhl.⁴⁰ Tatsächlich präsentiert das schmale Buch neben der Einleitung nur zwei eigenständige Artikel und drei Kommentare dazu, die eher programmatisch ausgerichtet sind und die amerikanische Radiogeschichte mit der Deutschen in Beziehung setzen. Wie der einführende Beitrag von Michaela Hampf unterstreicht, förderte das Aufkommen des Radios beiderseits des Atlantiks die Utopie, mit Hilfe des neuen Mediums eine friedliche und demokratische Weltgemeinschaft zu schaffen. Inge Marbolek führt an einem interessanten Vergleich zwischen den deutschen und amerikanischen Hörern vor, wie das Radio trotz aller bekannten organisatorischen Unterschiede auf ähnliche Weise Diskurse über Nation und Identität prägte. Es sorgte für rassistische und politische Ausgrenzungen, prägte Geschlechterrollen und förderte die Ausbildung eines „guten Geschmacks“, der Minderheiten ausgrenzte. Ebenso zeigt Lewis Erenberg mit Blick auf den entschärften Swing Glen Millers, dass über die Radioakustik nationale Gemeinschaften geschaffen wurden, die besonders während des Kriegs auch zur Integration von Schwarzen und Juden beitrugen und die Soldaten beim Kampf motivierte (S. 45 u. 55). Auch wenn die Beiträge des Bandes vornehmlich Anregungen aufwerfen, und mit Ausnahme von Erenbergs Artikel noch keine eigenen Forschungsergebnisse vorlegen, so verweisen sie zumindest in die richtige Richtung.

Weniger klar ist hingegen die Stoßrichtung eines von Behmer und Hasselbring herausgegebenen Tagungsband, der keine bestimmte These, Methode oder Frage verfolgt, sondern Entwürfe zu einigen neuen Projekten und Bilanzen von abgeschlossenen versammelt.⁴¹ Da der Band auf einer Tagung beruht, zu der u. a. das bayrische Rundfunkarchiv geladen hatte, bildet die bayrische Rundfunkpolitik einen gewissen Schwerpunkt. Deutlich wird etwa, dass F.J. Strauß 1972 in einem neuen Rundfunkgesetz die personalpolitische Machtstellung der CSU im Bayrischen Rundfunk ausbaute und vehement für einen privaten Rundfunk eintrat, von dem er sich eine stärkere Berichterstattung in seinem Sinne ver-

39 Vgl. die Einzelbeiträge in: Kümmel, Albert/Scholz, Leander/Schumacher, Eckhard (Hrsg.): Einführung in die Geschichte der Medien, Paderborn 2004; zentrale Begriffe der Diskurse mit Quellen in: Kümmel, Albert/Löffler, Petra (Hrsg.): Medientheorie 1888–1933. Texte und Kommentare, Frankfurt/M. 2002.

40 M. Michaela Hampf/Ursula Lehmkuhl (Hrsg.): Radio Welten – Politische, soziale und kulturelle Aspekte atlantischer Mediengeschichte vor und während des Zweiten Weltkriegs. 124 S., Lit Verlag, Berlin 2006 (Studies in North American History, Politics and Society, Bd. 23).

41 Markus Behmer/Bettina Hasselbring (Hrsg.): Radiotage, Fernsehjahre. Interdisziplinäre Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945. 312 S., Lit-Verlag, Münster 2006 (Kommunikationsgeschichte Bd. 22).

38 Clas Dammann: Stimme aus dem Äther – Fenster zur Welt. Die Anfänge von Radio und Fernsehen in Deutschland. 283 S., Böhlau Verlag, Köln 2005.

sprach. Zudem zeigt Sebastian Lindmeyrs Beitrag, wie die CSU vor weitergehenden Ausbaumaßnahmen wegen des breiten Protestes in der Bevölkerung und eines drohenden Volksentscheides zurückschreckte (S. 31). Annegret Braun verdeutlicht, dass der bayrische Frauenfunk neben Haushalts- und Erziehungsthemen auch Politik für Frauen aufbereitete. Mitunter wurden traditionelle Rollenmodelle in den Beiträgen vorsichtig aufgebrochen. Kulturelle Transfers aus den USA untersucht Ellen Latzin anhand der Studienreisen von bayrischen Journalisten. Wie sie nachweist, brachten diese Anfang der 1950er Jahre eine Fülle von Erfahrungen mit sich, zu denen auch die vehemente Ablehnung des kommerziellen Rundfunks zählte, gerade nachdem sie dort „Seifen-Opern“ gehört hatten (S. 263). Auf dieses Zusammenspiel zwischen Aneignung und Ablehnung macht auch der Beitrag von Ursula E. Koch aufmerksam, die den Austausch zwischen dem Bayrischen und dem französischen Rundfunk nach dem Elysée-Vertrag untersucht. So kam es zu gemeinsamen Geschichtssendungen, die eine Annäherung der Erinnerungskultur förderte, wobei diese allerdings in Frankreich auf dauerhafteres Interesse stießen als in Deutschland (S. 279f.).

Wenig Aufmerksamkeit fand das „flüchtige“ Medium Radio bislang bei der Erforschung von Medienereignissen, die vornehmlich mit Blick auf die Presse behandelt wurden. Eine Ausnahme bildet die Arbeit von Antje Eichler über 1968 und die Medien.⁴² Eichlers schmale Monographie, die auf einer archivgestützten Journalismus-Diplomarbeit beruht, steht im Kontext von neueren Studien, die 1968 als Medienphänomen erforschen, neben der Presse jedoch vor allem das Fernsehen betrachteten.⁴³ Eichler fokussiert hingegen die Radioberichterstattung des Bayerischen Rundfunks. Die normativen Richtlinien des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und die Rolle von Nachrichtenfaktoren bilden den Ausgangspunkt ihrer quantifizierenden Inhaltsanalyse. Nach einer umfangreichen Bestandsaufnahme des Forschungsstandes, der mitunter etwas apodiktisch Forschungslücken beklagt, bietet das Buch eine umfassende tabellarische Quantifizierung der Beiträge und ihrer Wertungen. Neben Sendemanuskripten zog sie zur Erklärung ihrer Tabellen zahlreiche Akten des Senders heran. Dabei kommt die Studie zu dem Ergebnis, dass die Berichte des BR trotz der Antipathien leitender Mitarbeiter insgesamt ausgewogen waren (S. 122). Im Rundfunkrat wurde dies prompt moniert, allerdings in geringerem Maße als bei der Fernsehberichterstattung. Zwar stammten die meisten Äußerungen zu den Protesten von Politikern, die doppelt so häufig von der CDU/CSU kamen wie von der SPD (S. 86) und entsprechend kritisch ausfielen, ebenso wie die Mehrheit der gesendeten Stimmen aus der Bevölkerung. Dies sei jedoch durch Kommentare und die Sendungen der Kulturredaktionen aufgefangen worden, die eine differenziertere oder verständnisvollere Haltung einnahmen (S. 100). Ebenso seien Stellungnahmen der Studenten gesendet worden. Deutlich wird jedoch auch, dass der Bayerische Rundfunk selektiv Themen aufgriff und bewertete. Berichtet wurde über die Proteste, die Gewaltdebatte und die Hochschulreform. Dagegen wurde die Kritik am Kapitalismus, am Vietnamkrieg und dem Umgang mit der NS-Vergangenheit seltener als bei anderen ARD-Anstalten aufgegriffen. Ebenso zeigt die Arbeit einen Wandel der Berichterstattung, der auch bei den Printmedien bereits vertraut ist: Während die Berichte

1967 noch positive Wertungen hatten und Hintergründe erklärten, kam es 1968 zu einer negativen Fokussierung auf die Gewalt (S. 105).

Als Historiker mag man bei derartigen kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten zunächst vermissen, dass man kaum etwas über die Sendungen selbst erfährt. Ebenso bleibt die Analyse von Wechselwirkung zwischen den Protesten und den Medienberichten ausgeblendet. Die Befunde Eichlers scheinen angesichts ihrer Quantifizierungen unantastbar, hinter den scheinbar objektiven Zahlen verbergen sich aber natürlich ihre persönlichen Wertungen. Ebenso wäre einzuwenden, dass die überwiegend kritische Berichterstattung in den Nachrichten und den politischen Sendungen kaum durch die wohlwollende Haltung gegenüber den Studentenprotesten in den Kultursendungen kompensiert wurde, die deutlich weniger Hörer erreichten. Zudem ist der vornehmlich anhand von Zeitzeugengesprächen belegte Befund genauer zu prüfen, die Redakteure hätten freie Hand bei ihren Berichten gehabt. Eine genauere Berücksichtigung, welche Rolle Parteibücher Ende der 1960er Jahre bereits bei der Auswahl der Journalisten beim BR spielte, wäre hier bereits hilfreich. Dennoch zeigt die Studie vorzüglich, welches Potential eine stärkere Einbindung von Radioquellen bei der Analyse der Zeitgeschichte haben kann.

V. Bild- und Filmgeschichte

Unter den vielen „turns“, die im letzten Jahrzehnt in der Geschichtswissenschaft von sich reden machten, hat der oft postulierte „iconic“ oder „visual turn“ besonders viel Aufmerksamkeit erhalten. Die Erforschung der Bild- und Filmgeschichte ist natürlich im Feld der Medienwissenschaft längst etabliert, unter Historikern jedoch erst im letzten Jahrzehnt stärker zu einem Forschungsbereich geworden. Kaum überschaubar sind die vornehmlich interdisziplinären Sammelbände, die in den letzten Jahren hierzu erschienen.⁴⁴ Historisch besonders interessant ist dabei etwa ein Band zum Status und zu Gebrauchsweisen von Bildern im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit⁴⁵ und zur visuellen Konstruktion naturwissenschaftlicher Erkenntnisse seit der Frühen Neuzeit.⁴⁶ Zu diesen interdisziplinären Neuerscheinungen zählt auch ein Tagungsband von Torsten Hoffmann und Gabriele Rippl.⁴⁷ Viele der Artikel des Buches, die vornehmlich von Literaturwissenschaftlern stammen, analysieren die Interaktion von Text und Bild; etwa bei Bildlichkeiten in der Sprache, der Emblematik der Frühen Neuzeit oder beim frühen Film, dessen Ausgestaltung im hohen Maße mit dem Diskurs über seinen Status als Kunst interagierte. Die Grenzen zur Geschichtswissenschaft bleiben in diesen Analysen jedoch deutlich, da es diesen Texten nur selten um eine genauere Einbettung in die historischen Kontexte geht. Nicht zuletzt deshalb dürfte sich für die meisten Historiker am ehesten das von Gerhard Paul edierte Studienbuch zur Visual

42 Antje Eichler: Protest im Radio. Die Berichterstattung des Bayerischen Rundfunks über die Studentenbewegung 1967/1968. 250 S., Peter Lang Verlag, Frankfurt/M. 2005 (Studien zur Geschichte des Bayerischen Rundfunks 3).

43 Vogel, Meike: Der 2. Juni 1967 als Kommunikationsereignis. Fernsehen zwischen Medienritualen und Zeitkritik, in: Bösch, Frank/Frei, Norbert (Hrsg.): Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 207-241; Kraushaar, Wolfgang: 1968 und die Massenmedien: Archiv für Sozialgeschichte 41 (2001), S. 317-347; Klimke/Scharloth (Hrsg.), 1968.

44 Vgl. etwa: Burda, Hubert/Maar, Christa (Hrsg.): Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder, Köln 2005; Bruhn, Matthias/Borgmann, Karsten (Hrsg.): „Sichtbarkeit der Geschichte“. Beiträge zu einer Historiografie der Bilder, Berlin 2005; Sachs-Hombach, Klaus (Hrsg.): Bildwissenschaft zwischen Reflexion und Anwendung, Köln 2005; ders. (Hrsg.), Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden, Frankfurt am Main 2005.

45 Büttner, Frank/Wimböck, Gabriele (Hrsg.): Das Bild als Autorität. Die normierende Kraft des Bildes, Münster 2005.

46 Heßler, Martina (Hrsg.): Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der Frühen Neuzeit, München 2006.

47 Torsten Hoffmann/Gabriele Rippl (Hrsg.): Bilder. Ein (neues) Leitmedium? 232 S., Wallstein Verlag, Göttingen 2006.

History als Einstieg eignen.⁴⁸ In diesem Band zeigen alle Beiträge an je einem Bild- oder Filmbeispiel auf, wie sich eine historische Analyse des Gegenstandes vornehmen lässt, verzichten aber auf einen überladenen theoretischen Apparat.

Zu den Historikerinnen, die sehr frühzeitig den Film als zeitgeschichtliche Quelle untersuchten, zählt Irmgard Wilharm. Ihr neues Buch über „Zeitgeschichte im Film“ vereint jedoch lediglich ihre filmgeschichtlichen Aufsätze aus den letzten beiden Jahrzehnten, die Filme als Quelle für Deutungsmuster der Zeit fassen.⁴⁹ Im Anschluss an Marc Ferros berühmten Filmaufsatz geht sie davon aus, dass Filme jenseits von Intentionen zeitgenössische Einstellungen transportieren.⁵⁰ Der eigentliche Stichwortgeber in fast allen Texten ist jedoch Siegfried Kracauer, mit dem sie Film als Ausdruck von „Kollektivdispositionen“ begreift.⁵¹ Die älteren Aufsätze, die ohne Aktualisierungen für das Buch übernommen wurden, zeigen allerdings zugleich die Grenzen dieses Postulats, das seit geraumer Zeit durch differenziertere methodische und empirische Ansätze ergänzt wurde.

Aus historischer Sicht scheint es besonders interessant, Filme jenseits von Inhaltsbeschreibungen in gesellschaftliche Veränderungen einzubetten. Ein neueres Beispiel hierfür ist die Münchner Dissertation von Christian Kuchler, der die katholische Filmarbeit für die ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte untersucht.⁵² Ihm geht es nicht um Filmhalte, sondern um deren Deutung durch die katholische Kirche und deren Laienorganisationen, sowie um die Konfrontationen und Protestformen, die sich daraus entwickelten. Die Studie konzentriert sich vor allem auf regionale bayrische Beispiele und auf die frühen fünfziger Jahre, wobei der berühmte Konflikt um den Film „Die Sünderin“ (1951) einen prominenten Platz einnimmt. Zugleich gelingt es Kuchler, seine Befunde in längere Zeiträume einzubetten, pointiert Zäsuren auszumachen und überregionale Impulse, die vom Vatikan oder von der bundesweit agierenden „Kirchlichen Hauptstelle für Bild- und Filmarbeit“ kamen, in Beziehung zur lokalen Umsetzung in den Gemeinden zu setzen. Da die Studie auf einem umfangreichen Archivbestand, zeitgenössischen Publikationen und katholischen Zeitschriften wie dem „film-dienst“ beruht, zeigt sie eine eigenständige Ergebnisbildung.

Bis Mitte der 1950er Jahre setzte die Katholische Filmarbeit vor allem auf eigene Medienpräsentationen durch Wanderkinos, auf organisierten Protest und durch eine Einschränkung der als unmoralisch betrachteten Filme. Dies geschah insbesondere durch ihr Engagement in der Freiwilligen Selbstkontrolle (FSK) und ein Bewertungssystem, das in Schaukästen vor Filmen warnte. Laien trugen die Filmarbeit maßgeblich, aber auch Bischöfe machten durch Kinobesuche aktiv Werbung für vorbildliche Filme oder äußerten öffentliche Kritik. Im Rahmen der „Katholischen Filmliga“ verpflichteten sich über zwei Millionen Katholiken durch ein Versprechen, sich an das Bewertungssystem ihrer Kirche zu halten. Einen Wandel leitete Pius XII. seit Mitte der fünfziger Jahre ein, der durch seine Reden und die Medienzyklika „Miranda prosus“ Massenmedien als „wunderbare Erfindungen“ pries. Nicht die kirchliche Verdammung einzelner Filme, sondern die Förderung der Me-

dienkompetenz des einzelnen sollte im Vordergrund stehen. Diesen Impulsen weist Kuchler insgesamt sogar eine größere Bedeutung zu als den eher als rückschrittlich betrachteten Medienabschnitten im Zweiten Vatikanischen Konzil. Insgesamt habe sich die katholische Filmarbeit von einem Instrument der „Seelsorge“ in den sechziger Jahren zu einer „Dienstleistung“ entwickelt, die sich an cineastisch Interessierte richtete. Inwieweit sich die Kirche damit tatsächlich zu einem Förderer des Filmwesens entwickelte, bleibt allerdings fraglich. Dies zeigen allein die weiterhin abwertenden Urteile, die der Autor gelegentlich etwas unkritisch aus seinen Quellen übernimmt – etwa, wenn er davon spricht, dass Ende der 1950er Jahre immer mehr „Callgirl-Stories“ und „Nudistenfilme“ aufkamen (S. 265) und „Krieg, Brutalität, Nacktheit und Sexualität“ die innovativen Filme bestimmte (S. 325). Dennoch hat Kuchler eine wichtige Arbeit vorgelegt, die einen bisher wenig beachteten Zusammenhang zwischen Medien- und Gesellschaftsgeschichte untersucht.

Auch in der Medien- und Filmwissenschaft gibt es vielfach neue Versuche, die Analyse von Filmhalten und Diskursen über sie mit sozialen Handlungen zu verbinden. Ein gelungenes Beispiel hierfür aus den zahllosen Neuerscheinungen der letzten beiden Jahre ist ein von Vinzenz Hediger und Patrick Vonderau edierter Band zum Industriefilm.⁵³ Die Autoren untersuchen gezielt einen Filmtypus, der trotz mitunter hoher Produktionskosten nicht für ein breites Publikum produziert wurde, aber dennoch film-, kultur- und sozialhistorisch große Relevanz aufweist. Dabei fassen die Herausgeber den Industriefilm nicht als eigenständige Gattung, sondern als ein „Format“, das in vielfältiger Gestalt auftreten kann – etwa als Dokumentar-, Kultur-, Wissenschafts- oder Lehrfilm (S. 31). Seine Aufgabe wird mit den drei Begriffen „Record“ (Herstellung eines institutionellen Gedächtnisses), „Rhetoric“ (Herbeiführung von interner und öffentlicher Kooperationsbereitschaft) und „Rationalisation“ (Optimierung von Abläufen) umschrieben. Der Band vereint eher filmästhetische Interpretationen, die etwa die vielschichtigen Deutungsangebote eines Industriefilms von Alain Resnais untersuchen, mit Beiträgen, die etwa den Zusammenhang zwischen Stadtentwicklungen und medialen Entwürfen von großen Firmen analysieren.

VI. Medien- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts

Die meisten Historiker, die sich mit der Mediengeschichte befassen, interessieren sich für diese aus einem breiteren kulturgeschichtlichen Interesse heraus. Doch es scheint auch einen umgekehrten Trend zu geben. So hat der Lüneburger Film- und Medienwissenschaftler Werner Faulstich in einem ambitionierten Projekt in den letzten Jahren zahlreiche Bände herausgegeben, die die Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts in einzelnen Jahrzehnten betrachtet. Bisher liegen dem Rezensenten vier Bände für die Zeit von 1950–1990 vor, sowie ein Band für das erste Jahrzehnt.⁵⁴ Die Autoren sind vornehmlich Kultur- und Me-

48 Paul, Gerhard (Hrsg.): Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006.

49 Irmgard Wilharm: Bewegte Spuren. Studien zur Zeitgeschichte im Film. 280 S., Offizin Verlag, Hannover 2006.

50 Ferro, Marc: Der Film als Gegenanalyse der Gesellschaft, in: Bloch, Marc, u. a. (Hrsg.), Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zu einer systematischen Aneignung der Geschichte, Frankfurt/M. 1977, S. 247–269.

51 Kracauer, Siegfried: Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films, Frankfurt/M. 1984.

52 Christian Kuchler: Kirche und Kino. Katholische Filmarbeit in Bayern 1945–1965. 407 S., Schöningh Verlag, Paderborn 2005.

53 Vinzenz Hediger/Patrick Vonderau (Hrsg.): Filmische Mittel, industrielle Zwecke. 350 S., Verlag Vorwerk 8, Berlin 2007.

54 Werner Faulstich (Hrsg.): Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Das Erste Jahrzehnt. 230 S., Wilhelm Fink Verlag, München 2006; Werner Faulstich (Hrsg.): Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Die Kultur der 50er Jahre. 292 S., Wilhelm Fink Verlag, München 2007, 2. Aufl.; Werner Faulstich (Hrsg.): Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Die Kultur der 60er Jahre. 306 S., Wilhelm Fink Verlag, München 2003; Werner Faulstich (Hrsg.): Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Die Kultur der 70er Jahre. 274 S., Wilhelm Fink Verlag, München 2004; Werner Faulstich (Hrsg.): Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Die Kultur der 80er Jahre. 248 S., Wilhelm Fink Verlag München 2005.

dienwissenschaftler, nur in Ausnahmefällen einzelne (Lüneburger) Historiker. Von ihrer Anlage haben die Bände den Charakter eines Handbuches. Die meisten Themen treten in allen Bänden immer wieder auf, wie etwa Theater, Sport, Tourismus, Presse, Werbung, Buchmarkt, Foto, Film, Musik, Architektur, die Situation von Frauen, Religion und seit den 1950er Jahren auch Radio und Fernsehen. Bereits dieses Spektrum bedeutet eine verdienstvolle Ausweitung des gängigen Themenkanons der historischen Forschung. Denn einerseits wird die Populärkultur ausführlich integriert. Neben einer Einführung in die Schlager und Popmusik der Zeit werden ebenso Groschenhefte, Illustrierte und populäre Sportereignisse in den Jahrzehnten rekapituliert. Andererseits werden aber auch Elemente der Hochkultur, wie insbesondere klassische Musik, ausführlicher in die Geschichte der Jahrzehnte eingebettet als in bisherigen Überblicksdarstellungen üblich. Hinzu kommen einzelne Artikel zu zeitspezifischen Phänomenen der Jahrzehnte, etwa zum Wandervogel oder zu Freud im ersten Jahrzehnt, zum Flugblatt der Studentenbewegung bei den 1960er Jahren oder dem Videoboom in den 1980ern. Künftige Gesamtdarstellungen von Historikern werden sich an diesem breiten Spektrum messen lassen.

Zugleich zeigen die Bände aber auch deutliche Grenzen. So konzentrieren sie sich nicht nur auf Deutschland, sondern beschränken sich für die Nachkriegsjahrzehnte fast ganz ausschließlich auf Westdeutschland. Dem Handbuchcharakter entsprechend bleiben die Beiträge oft eng mit ihrem Gegenstand verbunden. Sie listen beispielsweise Zuschauer- und Verkaufszahlen auf, während die Einbettung in die jeweilige Zeit mitunter knapp oder pauschal ausfällt. Gleiches gilt für die kurzen Einführungen des Herausgebers, die weniger eine Gesamtthese zur Kulturgeschichte des Jahrzehnts anhand der Beiträge entwickeln, sondern vornehmlich eine knappe Auflistung sozial- und politikgeschichtlicher Ereignisse bieten. Die Qualität der Beiträge ist, wie bei so umfassenden Bänden üblich, sehr unterschiedlich. Über die Presse informiert etwa in zwei Bänden Jürgen Wilke zuverlässig, während sich bei den Ausführungen von Hans-Dieter Kübler zum ersten Jahrzehnt einige Ungenauigkeiten eingeschlichen haben (die BIZ schuf nicht den Illustriertenroman, die Illustrierte Zeitung druckte nicht 1893 das erste Foto und der Verleger Scherl vertrieb sicherlich nicht die Politik aus der Presse). Insgesamt bieten die Bände weniger eine umfassende Rekapitulation des Forschungsstandes (oder gar Forschungskontroversen) als eine erste Einführung im Sinne eines Nachschlagewerkes.

Auch wenn der Forschungsbericht nur einen kleinen Ausschnitt aus den Neuerscheinungen rezensieren konnte, so lassen sich doch einige Trends ausmachen. Zunächst fällt auf, dass die Veröffentlichungen sich fast durchweg auf Deutschland konzentrieren und den Vergleich zu anderen Ländern scheuen. Auch die Erforschung von kulturellen Transfers oder europäischen Entwicklungen, die in anderen Gebieten der Geschichtswissenschaft gerade boomt, ist in der Medien- und Kommunikationsgeschichte noch erstaunlich wenig etabliert. Dabei ist dies gerade bei den Medien besonders sinnvoll, da Journalisten frühzeitig international agierten, Medieninhalte grenzübergreifend flossen und Medien sich durch die Übernahme ausländischer Vorbilder modernisierten. Künftige Forschungsfelder für eine derartige transnationale Mediengeschichte wären etwa die historische Analyse der Arbeit von Nachrichtenagenturen, von Auslandskorrespondenten oder dem Transfer von Filmen und Fernsehsendungen in unterschiedliche Länder.

Zudem lässt sich aus dem Forschungsbericht das Fazit ziehen, dass die Mediengeschichte stärker mit gesellschaftlichen Handlungsfeldern in Beziehung zu setzen ist. Dabei sollte eben nicht allein die mediale Konstruktion von Wirklichkeit im Vordergrund stehen,

sondern die Frage, wie Medien erst dazu beitrugen, Ereignisse, Handlungen oder Vorstellungen zu schaffen. Hierzu bedarf es genauerer historischer Studien über die Arbeitsweise von Journalisten und die Wege, wie sie Medieninhalte generierten. Nachdem mittlerweile aus der Medienwissenschaft zahlreiche Diskursanalysen über den Status von Einzelmedien vorliegen, die wiederum Medien prägten, wäre jetzt stärker der Blick von den Medien auf die Gesellschaft zu richten. Empfehlenswert wäre, sich postkonstruktivistisch davon zu lösen, dass die Welt in einer medialen Konstruktion aufgeht. Gerade für die Geschichte des 20. Jahrhunderts, in der nahezu alle gesellschaftlichen Entwicklungen durch Medien begleitet wurden, wäre ein großer Teil der historischen Fragestellungen und Forschungsarbeiten unter dem Aspekt der Medialisierung neu zu überdenken. Denn selbst Entscheidungen in arkanen Bereichen wie der Außenpolitik entstanden durch Wissen aus den Medien und durch das Einkalkulieren von bisherigen und künftigen Medienwirkungen. Insofern wäre es künftig wünschenswert, auch Analysen von klassischen Politikfeldern oder sozialen Entwicklungen mediengeschichtlich zu konzipieren.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Frank Bösch, Justus-Liebig-Universität Gießen, Historisches Institut, Fachjournalistik Geschichte, Otto-Behagel-Str. 10 E, 35394 Gießen.
Email: Frank.Boesch@geschichte.uni-giessen.de